



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Von der Romfahrt bis zu den preußischen Landtagswahlen.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Don der Romfahrt bis zu den preußischen Landtags- wahlen.



Die Herausgabe des „Tagebuchs“ hatte glücklicherweise den gesunden Sinn des Volkes und die Treue der Fürsten nicht berührt. Der Kaiser, der sich über Detmold und Stuttgart zum Geburtstage der Kaiserin Augusta nach der Mainau, von da über Lindau und Kempten nach München begab, wurde überall mit herzlichem Jubel empfangen. Selbst König Karl und Königin Olga von Württemberg fanden sich zur Begrüßung in Stuttgart ein, wenn es ihnen auch, wie es scheint, etwas schwer geworden ist. Der Kaiser verstand es, mit Worten, die überall dem Kreise der Hörer auch geschichtlich angepaßt waren, die Herzen zu ergreifen. Von München ging er nach Wien. Die Worte, die hier von den Kaisern von Osterreich und Deutschland in ihren Trinksprüchen gesprochen wurden, besonders die von der Kameradschaft beider Heere, bezeichneten in ihrer Kraft und Bedeutung das Verhältnis beider Staaten als ein auf gegenseitiger Treue fest erbautes. Das waren nicht Worte, blos von der Gelegenheit eingegeben, sondern Worte, von denen „jedes einzelne einen Kommentar aufwog,“ Worte von so schwer wiegendem Gehalt, daß ihre Tragweite sich auch dort geltend machte, wo der Friedensbund beider Herrscher und Staaten der Gegenstand gehässigster Anfeindung ist. Man merkte es beiden Reden an, daß die Monarchen sich des geschichtlichen Augenblicks wohl bewußt waren, der damit gegeben war.

Aber womöglich noch mehr als in Wien, war man sich in Rom, ja in ganz Italien dessen bewußt, daß mit dem Kommen des deutschen Kaisers Stunden und Tage von weltgeschichtlicher Bedeutung nahen; ganz Italien war schon Wochen vorher in einer fieberhaften Aufregung, und Rom wie Neapel

wetteiferten mit einander in dem Bestreben, die Verbrüderung des apenninischen Königreichs und des deutschen Kaiserreichs glanzvoll zu feiern. Denn das war es, dem aller Glanz und alle Herrlichkeit gelten sollte, die Verbrüderung der beiden Reiche, wie sie sich im Angesichte des Vatikans vollzog. So sehr auch jegliche Demonstration, mit der der Vatikan getroffen werden konnte, wie sich von selbst versteht, vermieden werden sollte, so wenig konnte doch durch die ganze Halbinsel hin die Freude erstickt werden, die der patriotische Italiener bei jedem Ereignis empfindet, das die Unmöglichkeit der ihm bis in den Tod verhassten politischen Papstwirtschaft der Welt deutlich aufweist. Und das that die Begrüßung des italienischen Königs durch den deutschen Kaiser in seinem Palaste zu Rom.

Während der Reise des Kaisers kamen schlimme Nachrichten aus Ostafrika. Aber jedes eine koloniale Politik befolgende Land hat die Erfahrung von schweren Opfern an Geld und Menschen machen müssen, und es gehört nur etwas patriotischer Sinn dazu, zu wissen und zu verlangen, daß, je größer die Vergewaltigung ist, desto größer die Sühne sein muß. Wer freilich denkt, daß unsre Freisinnigen diesen patriotischen Sinn hätten, der den deutschen Namen nicht beschimpfen läßt, der irrt sich. Die gehässigsten englischen Berichte wurden mit Freuden von diesen Blättern abgedruckt; je mehr der Unglücksbotschaften kamen, desto lauter jubelten die freisinnigen Heuchler, daß ihre Warnungen sich jetzt erfüllten; ja sie brachten die Schmach zu stande, der ostafrikanischen Gesellschaft zu raten, ihre Besitzungen aufzugeben und damit auch diese für Deutschland verloren gehen zu lassen. Diese Jammerseelen werden ja hoffentlich erfahren, daß, wenn die deutsche Regierung einen Schutzbrief ausstellt, sie diesem auch Kraft und Wirkung zu geben vermag. Und so glauben wir, daß die Kooperation Deutschlands und Englands gegen den afrikanischen Sklavenhandel, zu der jetzt auch Portugal beigetreten ist, und die zunächst in einer großartig ausgedehnten Blokade besteht, doch nicht die einzige und letzte Maßregel sein wird, mit der sich Deutschland zur Erfüllung seiner kolonialisatorischen Aufgaben in Afrika begnügt. Endlich ist auch England auf den Vorschlag Deutschlands, zugleich mit der Blokade ein Einfuhrverbot von Waffen und Pulver nach dem innern Afrika eintreten zu lassen, eingegangen. Damit ist die Kulturarbeit in Afrika für die europäischen Nationen unendlich viel leichter geworden; eine energische Unterdrückung des Sklavenhandels, die bisher vielfach unter dem Einfluß der englischen Handelshäuser in Sansibar selbst und unter der Benutzung der französischen Flagge nicht möglich war, ist in Zukunft zu hoffen. Wenn aber der Sklavenhandel für die Araber nicht mehr möglich ist, so wird auch die Sklavenjagd aufhören, und damit schwindet die bis jetzt über dem unglücklichen Erdteil stehende Gefahr, daß seine Eingebornen allmählich ausgerottet und so die Kräfte für die Kultivierung des Bodens vernichtet werden. Zwar weisen Kenner afrikanischer Verhältnisse darauf hin, daß bei den steten innern

Kriegen der afrikanischen Häuptlinge eine andre Gefahr erstehet, nämlich, daß, wenn der siegende Häuptling seine Gefangenen nicht mehr an den Händler absetzen kann, er ihnen nun, um sie nicht ernähren zu müssen, die Köpfe abschlägt. Indes gerade die Aussicht, Gefangene zum Verkauf zu bekommen, hat jetzt vielfach den Grund zu Kriegen gegeben, die nur eine andre Art von Jagd auf Sklaven waren. Machen die Häuptlinge die Erfahrung, daß auch die Kriege nicht lohnen, so werden diese zwar noch lange nicht aufhören, aber gemindert werden. Auf jeden Fall hat hier Deutschland ein großes Werk der Kultur vor sich, und wenn unsre Regierung hier eine Aktion in der einen oder andern Weise nach reiflicher Überlegung eintreten zu lassen für gut hält, so wird der Reichstag wohl nicht die Mittel verweigern, auch wenn der Freisinn sich die größte Mühe giebt, unsre Aufgabe in Afrika, die, wie gesagt, eine große Kulturaufgabe ist, zu vereiteln. Wir wollen nicht gesäet haben, um den Engländern auch diesmal allein die Ernte zu lassen. In andern Ländern, die kolonialisatorische Erfahrungen haben, würden Vorkommnisse, wie die in unsern ostafrikanischen Niederlassungen, gar nicht viel Gerede machen; man weiß da, daß dergleichen mit solchen Unternehmungen verknüpft sind; nur unsre freisinnigen Philister erheben ihr Gewinsel und hoffen damit für ihre Partei Geschäfte zu machen. Da ist das Mißgeschick, welches die deutsch-ostafrikanische Gesellschaft betroffen hat, ein „Krach,“ und wenn die Nationalzeitung einen kraftvollen Schutz des Reichs für seine Angehörigen verlangt, so ist das „derselbe Humbug, um den es sich bei dem Rühren der Kriegstrommel zu der Zeit der vorjährigen Faschingswahlen handelte.“ Wer den Ruhm und die Sicherheit des Vaterlandes will, der ist ein „nationaler Bumbumschläger.“ Sollte Bismarck für die in Afrika durch die aufgehezte Bevölkerung mißhandelten Deutschen eintreten wollen, so hat „seine Macht ihre Grenze“ erreicht; denn „in gewissen äußersten Fällen ist auch die öffentliche Meinung ein Stück Verfassung.“ Setzt sind leider nur „Kanonen und Panzerschiffe das allergrößte Stück der deutschen Verfassung.“ Anstatt für „abenteuerliche Unternehmungen der Profitwut“ soll die Reichshilfe für den „unbeschreiblichen Notstand der Frauen und Kinder unsrer arbeitenden Klassen“ in Anspruch genommen werden, deren „eine immer wachsende Zahl in das zermalmende Getriebe der Großindustrie gerissen wird.“ Da niemand mehr den „unbeschreiblichen Notstand der Frauen und Kinder“ in dem „zermalmenden Getriebe der Großindustrie“ verschuldet, als die Patrone und Prozen der Volkszeitung, aus der die citirten giftigen Auswürfe genommen sind, so zeigen auch solche, die Leidenschaften aufreizenden Artikel, wie weit die Verblendung dieser Partei geht.

Es tritt immer wieder aufs neue zu Tage, wie dem Freisinn ebenso wie den Ultramontanen die nationale Gesinnung vollständig abgeht. Wie der erstere Deutschland am liebsten im Schlepptau Englands sähe, so würden die letztern am liebsten ein Regiment sehen, wie es das geplagte Vaterland unter

Karl V. hatte. Deshalb mag wohl auch von gewisser Seite dafür gesorgt worden sein, daß der Kaiser, als er beim deutschen Gesandten am Vatikan das Wohl des Papstes ausbrachte, das Glas erhalten hatte, das einst Karl V. benutzt hatte. Das nennt man „mit der Faust gewunken“; es wird aber nicht viel helfen. Rom bleibt doch die Hauptstadt Italiens, und Bismarck thut dem Papste nicht zum zweiten Mal den Gefallen eines Kulturkampfes, nachdem er die Bravour des Fortschritts auch auf kirchenpolitischem Gebiete kennen gelernt hat. Der blöde Hühner mag für das Ausprüngen seines giftigen Hasses sich ein andres Feld aussuchen!

Aus der Romfahrt selbst wollen wir nur der Rede des Kaisers gedenken, die er an demselben Tage, wo der Papstbesuch stattfand, als Erwiederung auf den Toast des Königs Humbert hielt. Sie ist von der größten Tragweite und zeigt, daß die Italiener Recht hatten, wenn sie über Papst und Klerisei samt dem ganzen wunderlichen Zeremoniell, das für den deutschen Kaiserbesuch mit dem auswärtigen Amte verabredet worden war, sich lustig machten; denn daß der Papst nichts von politischer Bedeutung erreicht hat, zeigt die Rede Kaiser Wilhelms. Die von den Vätern überkommene Bundesgenossenschaft mit dem italienischen Königshause findet in seinem Herzen ein lebhaftes Echo. Der Kaiser erwähnte, daß beide Länder ihre Einheit unter der Führung ihrer großen Herrscher mit dem Schwerte erkämpft hätten; „unsre Völker werden fest zusammenstehen zur Aufrechthaltung dieser Einheit.“ Also Rom ist und bleibt die Hauptstadt des italienischen Königs, und darein muß sich auch der heilige Vater finden.

Hierbei wollen wir daran erinnern, daß der „arme Gefangene im Vatikan“ zu seinen andern die Welt aufklärenden Encykliken jüngst auch eine Freiheitsencyklika erlassen hat, worin er als der von Gott begnadigte unfehlbare Lehrmeister der Welt eine Frage entschieden hat, die zu entscheiden die erleuchtetsten Geister seit drei Jahrtausenden sich vergeblich bemüht haben. Die Welt weiß nun, wie sie mit der „wahren Freiheit“ dran ist, die nur im Papsttum wirklich werden kann. „Die Kirche kann aber — wie es in derselben weisen Encyklika heißt — den Zeitumständen nachgeben und sich den Einrichtungen anbequemen, welche die Klugheit verlangt, wo die sichere Hoffnung eines großen Gutes sich zeigt.“ Also die Kirche kann nachgeben, kann z. B. auch einen protestantischen Reherkaiser mit Schmeicheleien empfangen, wenn ein großes Gut sich in Aussicht zeigt. Aber „wenn die Kirche bei der eigentümlichen Lage des Staates die Duldung gewisser moderner Freiheiten für ersprießlich hält, wird sie, wenn die Zeiten sich zum Bessern gewandt haben werden, von ihrer Freiheit Gebrauch machen, das ihr von Gott anvertraute Amt zu erfüllen.“ Schönen Dank für die offene Sprache! Die Herren Jesuiten glauben wahrscheinlich einem großen Diplomaten unsrer Zeit nachahmen zu müssen. Daß sie nicht „von ihrer Freiheit Gebrauch machen,“ dafür wird ja gesorgt werden.

Wenn die Nationalzeitung beim Antritt der kaiserlichen Reisen den Wunsch aussprach, daß der Abschluß, den die europäischen Staatsmänner im Herbst über das Ergebnis des diplomatischen Feldzugs des Sommers ziehen würden, die Hoffnungen der Völker auf Fortdauer des Friedens krönen möge, so haben diesen Abschluß die zwei bedeutendsten Staatsmänner Europas damit gezogen, daß Crispi dem Reichskanzler nach Friedrichruh von dem Enthusiasmus telegraphirte, mit dem Kaiser Wilhelm in der Hauptstadt Italiens empfangen worden sei. „Ich wünsche, daß das Echo des Jubels, wovon Rom wiederhallt, bis zu Ihnen gelange . . . Möge unser Bündnis stets ein so herzliches und inniges bleiben zum Ruhme der beiden Völker und zum Besten des Friedens von Europa.“ Der Reichskanzler aber gab diesen Wunsch eben so herzlich zurück mit der Versicherung seines festen Willens, „diese Freundschaft aufrecht zu erhalten und immer inniger zu gestalten.“ So waren denn, als am 19. Oktober der Kaiser von Rom abreiste und am 21. wieder in Potsdam eintraf, die Kaiserstage von Wien, Rom und Neapel vor dem aufmerkenden Europa zwar wie im Fluge vorüber gerauscht, aber die Bande des mitteleuropäischen Bündnisses waren doppelt fest geworden, und damit der Völkerfriede selbst. Unzufrieden waren nur die Klerikalen in allen Ländern. Man hatte das Gefühl, daß der Papst mit dem dreifachen Ansatze, das Thema seiner Unabhängigkeit zu besprechen, sich in unbegreiflicher Weise bloßgestellt habe, und diesem Gefühle gab man nun auf eine Art Ausdruck, die den Geist des Papsttums kennzeichnet. Der *Moniteur de Rome* erklärte, daß die Unabhängigkeit des Papsttums nur in der Abwendung der Völker von der Tripelallianz liege, und setzte auf Frankreich seine Hoffnung. Der *Osservatore Romano* sah in der italienischen Truppenentfaltung nur eine Veranstellung der Regierung, papstfreundliche Rundgebungen der römischen Bevölkerung unmöglich zu machen; kurze Zeit darauf aber sah dasselbe Blatt in derselben Truppenentfaltung, die bekanntlich auf dem Wege des Kaisers zum Vatikan entwickelt worden war, die unhaltbare Lage des Papsttums, da nicht einmal ein protestantischer Fürst ohne Schutz gegen die Beleidigungen des Pöbels den Papst in seiner eignen Stadt besuchen könne. Die Beleidigungen des Pöbels bestanden nun darin, daß er dem deutschen Kaiser sein *Evviva* zurief, wo dieser sich blicken ließ. In der That, man merkte, daß der Kaiser dem Papste „keine Illusionen gelassen hatte.“

Wie die Ultramontanen wieder anfangen, auf Frankreich ihre Hoffnung zu setzen in der Weise, daß sie keinen Augenblick zögern würden, die Welt in Brand zu stecken, wenn sie nur darauf rechnen könnten, ihre Pläne einigermaßen dabei durchzusetzen, so haben sie in Deutschland an den Deutschfreisinnigen allzeit willige Gehilfen. Was das für Brandstifter sind, sieht man aus solchen Gedankenergüssen, wie sie die „Volkszeitung“ z. B. in dem Artikel Nr. 250: „Ein Jubiläum,“ zum Besten giebt: „Der heutige Tag (21. Oktober) ist der traurigste Gedenktag, der bisher in den Jahrbüchern des deutschen

Reiches verzeichnet worden ist. Heute vor zehn Jahren gewann das Sozialistengesetz Kraft. Seitdem hat es mit unbelehrbarer Gewalt an den Grundvesten unsers nationalen Gemeinwesens gerüttelt und dieselben in einem Maaße erschüttert, welches niemals mehr gut gemacht werden kann. Niemals mehr. Denn die deutschen Arbeiter müßten Fischblut in den Adern und leeres Stroh in den Köpfen haben, wenn sie jemals vergeben und vergessen könnten, was ihnen durch das Sozialistengesetz zugefügt worden ist. Heute ist es überflüssig zu sagen, wie hohl die Vorwände waren, unter denen das Sozialistengesetz erlassen wurde.“ Das schreibt eine Partei, die einst aus Angst, das Gesetz könnte nicht verlängert werden, so viel Leute im Reichstage abkommandirte, als zur Durchbringung des Gesetzes notwendig waren, und die damit bewies, daß sie recht gut begriff, daß diejenigen, die eine Ausnahmestellung in der bürgerlichen Gesellschaft dadurch einnehmen, daß sie deren Bestand selbst als unberechtigt bekämpfen, es nur sich selbst zuzuschreiben haben, wenn sie unter Ausnahmegeetze gestellt werden. Welches Maaß von Freiheit unser Staat gewährt, kann jedermann aus solchen Artikeln, wie den angeführten, am besten ersehen.

Eine womöglich noch unpatriotischere Gesinnung der Freisinnigen spricht aber aus ihrem Kofettiren mit den Ultramontanen. Waren diese von verhaltener Wut über die Blamage erfüllt, die der Papst durch sein Verhalten gegenüber dem Kaiser sich zugezogen hatte, und konnten sich alle nationalgesinnten Deutschen nur freuen über die würdevolle Vertretung des Reiches durch den Kaiser und Herbert Bismarck, so sahen die freisinnigen Nörgler in solcher stolzen Freude nur das Entzücken der „richtigen Falstaffs. Duckmäuserig und feige . . . großmäulig und prozenhaft, wo sie (die Nationalgesinnten) . . . nur die blasse Möglichkeit wittern, daß sich »die Reichsherrlichkeit« in persönlichen Kränkungen eines alten und wehrlosen Mannes geäußert hat.“ So die Volkszeitung. Diesen Leuten ist also der Papst ein „alter und wehrloser Mann.“ Was den „alten Mann“ betrifft (auf das „wehrlos“ kommen wir noch), so hindert ihn sein Alter nicht, „die Entschlossenheit der Kirche zum moralischen Kampfe“ zu verkünden, eine Entschlossenheit, von der die Bischöfe von Köln und Münster in ihren Hirtenbriefen über die Landtagswahlen sofort ein Beispiel gaben. Auch diese Hirtenbriefe waren aber dem Freisinn nur das Gegenstück geistlicher Wahlbeeinflussung zur obrigkeitlich weltlichen. Wenn die Freisinnigen selbst die Brodverteuerung, an der sie am meisten durch Begünstigung der Getreidespekulation und durch indirekte Aufforderung zur Preissteigerung an die Bäcker schuld sind, auf die Bölle zurückschieben und so das arbeitende Volk gegen die Regierung heßen, so ist das keine Wahlbeeinflussung. Diese giebt es überhaupt nur bei der Regierung, die das unsittliche Kartell gemacht hat, womit sie die Nationalliberalen einfing, welche nun sogar „den letzten liberalen Schimmer, der ihnen noch aus bessern Tagen vielleicht anhaftete, bewußt und gründlich abgestreift haben.“ Denn „wer sich zum Kartell-

humbug der Faschingswahlen von 1887 hergegeben hat (d. h. wer nicht deutsch-freisinnig gewählt hat), der hat ein für allemal den Anspruch auf liberale Gesinnung eingebüßt.“ Wie traurig! Die Nationalliberalen sind nur noch eine von den beiden edlen Doggen, „die beide mit Peitsche und Zuckerbrod bearbeitet wurden, um sie an möglichst gleiche Gangart zu gewöhnen, und siehe da, bei den Faschingswahlen von 1887 bewährte sich glänzend das Ergebnis dieser Erziehung.“ So steht zu lesen in dem Organ für jedermann Nr. 253.

Neben Schmähartikeln auf die Regierung und die nationalen Parteien laufen dann zur Abwechslung auch wieder Hezartikel einher, die den Kaiser gegen den Kanzler einnehmen sollen. Da schreibt z. B. die „Bosfische Zeitung“: „Es ist neuerdings Sitte geworden, Ansichten und Handlungen der Regierung, welche im Volke vielfach verstimmen konnten, auf den Kaiser persönlich zurückzuführen, während man Beschlüsse, welche Zustimmung ernten müssen, nicht dem Kaiser, sondern dem Fürsten Bismarck in Rechnung stellt. . . . Man will geflissentlich das Odium dem Kanzler abnehmen und dem Kaiser zuschieben. . . . Man will die Verantwortlichkeit für die Veröffentlichung jener seltsamen Äußerung des Kanzlers [von den befürchteten Indiskretionen an den englischen Hof] einfach auf den Kaiser abwälzen.“ Diese Hezartikel, die mit ihrem „Man“ recht schlau angelegt sein sollten, wurden vom Kaiser einfach damit beiseite geschoben, daß er unter dem gastlichen Dache von Friedrichsruh bei seinem Kanzler Einkehr hielt. Und was sich dieser böse Kanzler sonst noch alles zu Schulden kommen läßt! Wenn er z. B. in der „Norddeutschen Allgemeinen“ schreiben läßt, daß sich Frankreich selbst aus dem Kreise der gebildeten Nationen damit ausschließt, daß in ihm die Mörder deutscher Soldaten freigesprochen werden, wehrlos Gemißhandelte wie die Freiburger Studenten in Belfort keinen Advokaten, in ihrem Vermögen benachteiligte, wie es in Nancy vorkam, keine Rechtshilfe finden können, weil sie Deutsche sind, wenn das das Kanzlerblatt rügt, so ist das ein gegen das vortreffliche französische Volk erlassener „Bannspruch“ des Kanzlers.

Dagegen wird den ultramontanen Bestrebungen die freundschaftlichste Unterstützung von den fortschrittlichen Brüdern zu teil. Von Zeit zu Zeit zeigen sie sich immer wieder als die echten päpstlichen Schlüsselsoldaten. Als die „Germania“ die Nachricht brachte, daß die französische Regierung die von Crispi den italienischen Missionen im Orient entzogenen Unterstützungen zahlen würde, und diesen Entschluß sehr ehrenvoll für Frankreich fand, bemerkte die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“, dieser Entschluß habe eine reichsfeindliche Tragweite, wie schon daraus hervorgehe, daß die „Germania“ die Nachricht bringe. Diese Bemerkung war ganz richtig; denn jener Entschluß war ein beredtes Zeugnis dafür, daß in Frankreich der Gedanke einer Annäherung an den Vatikan Boden gefaßt hat. Jedermann, der den Haß Frankreichs gegen Italien und gegen Deutschland kennt, muß also die Bemerkung der „Norddeutschen“ sachgemäß

finden. Die „Volkzeitung“ fand aber die Bemerkung der „Norddeutschen“ kindisch. Natürlich! Wie kann man auch die gute „Germania“ noch reichsfeindlich finden und den Franzosen solche Thorheiten zutrauen, daß sie über ihren Revanchegeulsten selbst die feindliche Gesinnung gegen die Kirche aufgeben könnten! Das ist ja „kindisch,“ wie es von Herbert Bismarck abscheulich war, dem „wehrlosen Greis“ im Vatikan alle Hoffnung zu nehmen. Inzwischen hat der „wehrlose Greis,“ wie der römische Korrespondent des Daily Telegraph berichtete, mit Rücksicht auf den kaiserlichen Besuch in Rom die Äußerung gethan, er habe zwar von der deutschen Regierung einige wertvolle Zugeständnisse erlangt, könne aber als Kirchenoberhaupt nicht einverstanden sein, daß die deutsche Regierung den Unterricht der katholischen Kinder in Deutschland allein beaufsichtigen wolle. Also Seine Heiligkeit unterstützt den Windhorst'schen Antrag auf Alerisirung der Schule und macht das Zentrum mobil. Und das nennt der deutsche Freisinn „wehrlos.“

Über den Empfang der städtischen Deputation durch den Kaiser im Berliner Schloß können wir kurz hinweg gehen. Was die Deputation thun konnte, um die kaiserlichen Worte dunkel zu machen, das hatte sie gethan. Sie hatte gerade diejenige Stelle in der kaiserlichen Anrede unterdrückt, die den Unwillen des Kaisers begründete, die Worte, in denen der Kaiser sich beschwerte, daß die Berliner Presse fortwährend seinen Vater zitire und gegen seine Person ausspiele; das verletze ihn als Sohn aufs tiefste, und er verbitte sich das. Kann sich die Verlogenheit dieser Partei stärker kundgeben, als in dieser Unterdrückung der Worte des Kaisers? Und welche dumme Miene nahmen sie an, als hätten sie die Worte nicht verstanden! Verbreiteten sie doch die Mähr, daß es die nationalliberalen Blätter seien, die von den kaiserlichen Worten hätten getroffen werden sollen. Allerdings meinte die „Volkzeitung“, die Deputation hätte sich etwas mehr auf der Höhe der Situation befinden sollen. Sie deutete an, es habe ein Cato Johann Jacoby gefehlt. Die Antwort auf ihren Wunsch nach Catonen hat sie durch die Wahlen zum Abgeordnetenhaus erhalten. Trotz der jüdischen Überwucherung in der ersten und zweiten Wahlklasse ist Cato Hänel in Altona, Cato Träger in Hamm-Soest, Cato Alexander Meyer in Breslau durchgefallen. Das sind freilich traurige Ausichten. „Die Verkürzung der Volksrechte, schreibt das Organ für Sedermann am 2. November, die Vermehrung der Volkslasten, welche das Cartell seit den Faschingswahlen von 87 vollbracht hat, sind doch im hohen Grade geeignet, die freisinnige Sache zu fördern; weshalb macht sich die Wirkung eines so reaktionären Treibens denn so gar nicht im Ausfalle der Wahlen geltend?“ I nun, die Welt ist eben so elend beschaffen, daß nicht allen „die Demokratie der schöne Ehrenname“ ist, wie den politischen Mumien, die sich „deutschfreisinnig“ nennen. Einen Trost haben aber die Mumien doch, und der sitzt im Berliner Rathause. Da finden sich noch Catone die Menge, und die werden sicherlich jetzt endlich auftreten, nachdem der Kaiser hat erklären

lassen, welche Partei er mit seiner Bemerkung an die städtische Deputation gemeint hat. „Wir wissen glücklicherweise, schreibt die „Volkszeitung“ in Nr. 263, daß es auch im Rathause viele Männer giebt, welche Kopf und Herz auf dem rechten Flecke haben [wie Jacoby mit dem Männerstolze], und wir hoffen, daß dieselben nunmehr ihren Willen durchsetzen werden, [vermutlich einen Cato Jacoby über den Kaiser zu schicken]. Die bürgerliche Ehre Berlins steht auf dem Spiele, und giebt man sie aus feigen Rücksichten preis, so wird diese mächtige Stadt niemals mehr ihr stolzes Haupt erheben können, niemals mehr! Was das doch für ein schönes Wort ist, dieses „Niemals mehr.“ Waren oben die Grundfesten des Staates in einem Maße erschüttert, „welches niemals mehr gut gemacht werden kann, niemals mehr,“ so darf hier Berlin „sein stolzes Haupt niemals mehr erheben, niemals mehr!“ Die Deutschfreisinnigen zählen im neuen Abgeordnetenhanse anstatt der frühern 40 ganze 29 Catone.



Eine Geschichte der Parteien in Rußland.

1.



o oder auch eine Geschichte des russischen Liberalismus könnte man wohl richtiger eine offenbar von einem gründlichen Kenner der betreffenden Verhältnisse verfaßte und zugleich vorzüglich geschriebene Schrift bezeichnen, die vor kurzem unter dem Titel „Der russische Nihilismus von seinen Anfängen bis zur Gegenwart. Von Karl Oldenberg“ im Verlage von Duncker und Humblot in Leipzig erschienen ist. Ueber die im Titel genannte Erscheinung im russischen Volksleben besitzen wir bereits eine förmliche kleine Litteratur in deutscher und französischer Sprache, doch sind die betreffenden Schriften meist oberflächliche und für Parteizwecke bestimmte Ware, und wenn man von Turgeniew's „Neuland“ absieht, gab es bisher nur ein Buch, das uns einen richtigen Begriff von dem Gegenstande vermittelte: die „Geschichte der revolutionären Bewegungen in Rußland“, welche der Deutschrusse Alphons Thun 1883 veröffentlichte. Diese Schrift ist aber, wenn sie auch auf gründlichem Studium der einschlagenden russischen Quellschriften, namentlich einer reichhaltigen Sammlung nihilistischer Geheimlitteratur beruht, zu weiterschweifig angelegt, um das große Publikum zu fesseln, und enthält nichts über die neueste Entwicklung, welche die Sache ge-